

DER SINN DES STERBENS

Lohnt es sich, im Kampf gegen eine Diktatur sein Leben zu lassen? Auf jeden Fall. Aber wie sieht es aus, wenn das nächste Regime kaum besser ist?

PROLOG

»So stand er da«, sagt Iman Osama und drückt sanft gegen meine Schulter, dreht mich ein Stück nach links. Sie hat die Lippen zusammengepresst wie ein Kind, das die Luft anhält, die Augen zu Schlitzzen verengt. Vor ihr ein afrikanischer Neembaum, dessen Blätter die Revolutionäre vor dem Tränengas schützte, dahinter das Krankenhaus und der Nil. In der Nebenstraße fährt ein Militärtruck vorbei, vollbeladen mit Uniformierten. Manche von ihnen tragen die dunklen Tarnanzüge des Militärs, die anderen die beigefarbenen der Rapid Support Forces, der einst als Dschandschawid berüchtigten Miliz des ehemaligen Diktators Umar al-Baschir. Auf den Hauswänden: die aufgemalten Gesichter der Märtyrer und in großen Buchstaben der Schriftzug REVOLUTION. »Dann hat er mich umarmt«, sagt Iman Osama, »und ich wusste, dass er sterben wird.«

WÄCHTER DER UTOPIE

Am 3. Juni 2019, morgens um kurz nach sechs, sieben Stunden nachdem Abdelsalam Kesha die Freundin umarmt hat, ist er tot. Getötet von den Sicherheitskräften des Regimes mit einem Schuss in die Brust.

Auf dem letzten Foto, das Iman kurz vor dem Abschied gemacht hat, liegt Kesha in einem Zelt aus blauen Planen. Er hat die Ärmel des Hemdes aufgekrempelt, um den linken Arm eine weiße Gebetskette gewickelt. Geschlossen die Augen, deren Blick so durchdringend gewesen sein sollen, dass sie Menschen überzeugen konn-



ten, noch bevor Kesha sprach. Die Lider aufgequollen vor Übermüdung. Fast zwei Monate hat er nicht zu Hause geschlafen.

Im Dezember 2018 hatte im Sudan der Aufstand gegen das islamisch-fundamentalistische Regime begonnen. Am 6. April dieses Jahres zogen mehr als eine Million Sudanesen vor das Militärhauptquartier, um den Rücktritt des Diktators Umar al-Baschir zu fordern, der seit dreißig Jahren das Land beherrschte und aushungern ließ. 2009 wurde er vom Internationalen Strafgerichtshof in Den Haag wegen Völkermordes und Verbrechen gegen die Menschlichkeit in der westsudanesischen Region Darfur verurteilt.

An diesem Frühlingstag bleiben Tausende Demonstranten bis in die Nacht – und bis zum nächsten Morgen. Auch am nächsten Tag sind sie noch nicht verschwunden. Sie blockieren Straßen für die Sicherheitskräfte, initiieren ein Sit-in, so groß, sagt Iman, dass man die Sitzenden in einer Stunde zu Fuß nicht durchqueren konnte. Sie organisieren Krankenstationen und kostenlose Essensausgaben. Schulen für die Straßenkinder und politische Diskussionsräume, die dreißig Jahre lang ver-

boten waren. Und als das Militär am 11. April den Diktator stürzt und die Macht übernimmt, bleiben sie, weil sie nicht enden wollen wie Ägypten, in einer weiteren afrikanischen Militärdiktatur. Sie skandieren ihre Forderungen: Frieden, Freiheit, Gerechtigkeit! Und immer wieder *Madaniyye!* Was übersetzt »Zivilregierung« heißt. Kesha und Iman wissen beide, diese eine Chance würde ihre Generation haben – eine zweite wird es nicht geben.

Kesha, der junge Mann mit den durchdringenden Augen, der – wann immer er Zuhörer fand – gegen die Regierung wettete. Der deshalb mit 25 Jahren schon mehr als zwanzigmal verhaftet worden war. Der die Freunde des Vaters auslachte, als sie ihm anboten, ausländische Papiere zu beschaffen, um ihn außer Landes zu bringen, nachdem er drei Monate lang mit Elektroschocks im Gefängnis des Geheimdienstes gefoltert worden war. »Bevor ich Sudan nicht in Ordnung gebracht habe, gehe ich nirgendwohin«, hat er ihnen damals geantwortet.

Iman, 24, mit dunklen Locken, die rauchte und manchmal trank. Der Revolution, sagt Iman, widmete sie ihr Leben, weil sie nichts mehr hasste als das von der Scharia-Gesetzgebung inspirierte *Public Order Law*, mit dem das Baschir-Regime jahrzehntelang Frauen unterdrückt hatte. So saß sie tagein, tagaus schweigend auf den Barrikaden, errichtet aus Ziegeln, Reifen und Betonrohren. »Je freundlicher die Soldaten wurden, desto enger schnürte sich mein Herz zusammen«, sagt sie.

Sie konnte nicht viel anfangen mit den Revolutionären, die nächtelang sangen und tanzten, die den Protest zu einem



Alltag in der Hauptstadt Khartum: DREISSIG JAHRE unterdrückte Sudans Diktator Frauen wie Iman.
Deshalb kämpfte sie *für die Revolution* und gegen das Militärregime

Fotos HELENA LEA MANHARTSBERGER

Volksfest verkommen ließen. Verübeln wollte sie es ihnen nicht. Sie wusste, dass sie gleichzeitig die Ersten sein würden, die in die Kugeln sprangen, wenn das Sit-in angegriffen wurde, um ihrem Leben im Sterben Sinn zu verleihen. Sie waren die künftigen *Schuhada*, Märtyrer, so nennen sie hier ihre Helden, die im Kampf für die Freiheit fallen. Der Revolution, sagt Iman, widmeten sie ihren Tod.

Kesha tanzte nicht. Nachts, wenn es nichts mehr zu reden gab, setzte er sich zu Iman auf die Barrikaden, sie starrten in die Dunkelheit und schwiegen sich an. Manchmal machte er einen zynischen Kommentar über die Party-Revolutzzer, manchmal einen über das Regime oder die freie Gewerkschaftsvereinigung, die SPA, die die Revolution anführte. Die, warnte Kesha, würde bald die Forderungen der Straße verraten für einen Kompromiss mit den Militärs.

Drei Jahre zuvor hatten sich Kesha und Iman in einem der Cafés der jungen Khartumer Bohème kennengelernt, aber in diesen Nächten auf den Barrikaden muss es gewesen sein, dass er sich in sie verliebte. Gesagt hat er ihr das nie. Erst Monate nach seinem Tod hat sie es von einem Freund erfahren. Und so saßen sie da wie die friedlichen Wächter einer selbst erschaffenen Utopie, so verlogen schön, dass sie nur darauf wartete, von der Realität zerfetzt zu werden. Wäre die Utopie in Erfüllung gegangen, wäre dies eine Liebesgeschichte geworden.

Spät nachts geht Iman nach Hause. Es gibt Gerüchte, dass in dieser Nacht das Sit-in von den Sicherheitskräften des Regimes aufgelöst werden soll. Gerüchte wie Gutenachtgrüße, die zur Beimusik der Revolution geworden sind, so belanglos, dass ihnen bald keiner mehr glaubt. Weil Keshas Handy ausgeschaltet ist, ruft Iman um zwei Uhr nachts auf dem Handy seines besten Freundes Fayyad an. »Ist Kesha bei dir?« – »Ja, er schläft.« – »Okay. Gute Nacht, passt auf euch auf!«

ALS GOTT DIE ANGST VERTEILT HAT

Der Schrein ist einmal ein Schminktisch gewesen. Obendrauf drei blonde Barbiepuppen, zwei Vasen mit Plastikblumen, Girlanden in Grün, Rot und Gold wie

Überbleibsel von einem Geburtstagsfest. Darunter eingelassen in goldene Rahmen die Beileidsbekundungen der Widerstandskomitees aus den benachbarten Wohnvierteln. Und Bilder von Kesha. Als Student mit dünnem Schnurrbart, blauer Pullunder über weißem Hemd; als Grundschüler in schwarzem Anzug, mit Krawatte und Einstecktuch, an der Hand den kleinen Bruder; als Kleinkind im weißen Strampler auf dem Wickeltisch. Und immer, auf jedem Foto, der ernste, durchdringende Blick.

Im Nebenraum sitzen die Eltern des Märtyrers auf einem Sofa. Zwei Betten für Gäste haben sie an der Wand aufgestellt. Hier haben Keshas Freunde immer geschlafen, wenn sie sich vom Demonstrieren erholen wollten, das Haus liegt



nur wenige Meter vom Sit-in entfernt. An der Wand neben dem Gartentor ist riesengroß Keshas Gesicht aufgemalt. »Viele Dinge«, sagt die Mutter, »habe ich erst nach seinem Tod über ihn erfahren.«

Sie erzählt von dem alten Mann, der in Tränen ausbrach, als er sie auf der Straße Keshas Totenbild vor sich hertragen sah. Sein eigener Sohn war 2013 bei einer Demonstration gegen das Regime ermordet worden, seit sechs Jahren hatte Kesha ihn einmal die Woche zum Tee trinken besucht. Die Mutter erzählt von der jungen Frau, die auf sie zugelaufen kam und weinend umarmte, weil Keshas Blut ihrem Kind das Leben gerettet hatte. Dabei hatte Keshas Mutter noch mit Kesha geschimpft, weil er manchmal zwei Ampullen Blut am Tag spendete, aber er sagte: Mama, das ist meine Pflicht. Er war Rhesusfaktor negativ. Die Blutgruppe, die allen gespendet werden kann.

»Kesha hat Unrecht nicht ausstehen können«, sagt die Mutter. Schon als Kind hat er den Gesprächen der Kommunistenfreunde des Vaters im Wohnzimmer gelauscht. Mit sechzehn fing er an, sich politisch zu engagieren. Stellte sich auf Bühnen in ganz Sudan und redete an gegen ein Regime, das das Land, das Wasser, das Gold unter sich aufgeteilt hatte; das die Armen verhungern ließ und die Ungehorsamen einsperrte oder erschoss. Irgendwann wechselte er, der eigentlich Physiker werden wollte, um irgendwann in die USA zu gehen und bei der NASA zu arbeiten, sein Studienfach: Recht. Nebenher schrieb er jahrelang Hauswände mit Slogans voll: Nieder mit dem Regime! Die Nachbarn wuschen sie am nächsten Morgen verschämt ab, weil sie die Strafe der Geheimdienstmänner fürchteten. »Als Gott Angst verteilt hat«, sagt der Vater, »da hat er Kesha vergessen.« Keshas Leben war eines als Mittelfinger gegen das Regime.

Viel mehr als die Geschichten und die Bilder sind den Eltern nicht geblieben. Wie Souvenirsammler haben die Freunde, die seit Keshas Tod das Haus füllten, gefragt, ob sie nicht Kleinigkeiten als Erinnerungen an Kesha mitnehmen dürften. Was übrig ist, liegt in dem Kleiderschrank gleich neben dem Schrein. Auf die Türen hat Kesha Sprüche und Gedichte geschrieben: *I am still waiting – For what? I don't know – but I wait.* Im Schrank liegen die angekockelten Fetzen eines Hemdes, das er im Januar trug, als eine Tränengaskartusche an seiner Schulter zerplatzte und er mit Verbrennungen ins Krankenhaus eingeliefert wurde. Daneben übereinandergestapelt drei Bücher: ein wissenschaftliches Journal, das die Partizipation der Zivilgesellschaft an der Macht behandelt; ein Buch über die Widersprüche der islamistischen Staatsführung im Sudan; ganz oben eines in rotem Einband: Milan Kundera – »Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins«.

Am 1. Juni sehen die Eltern ihren Sohn zum letzten Mal. Die Mutter hatte ihn angerufen, ob er nicht nach Hause kommen wolle. Die Tante hatte Nemeya gekocht, ein traditionelles sudanesisches Essen aus Erdnüssen, Okraschoten und Joghurt. Er hatte versucht, sich nichts an-



»Kesha war Idealist und Visionär«, sagt sein bester Freund FAYYAD. Viele der Revolutionäre haben sich bei Keshas Eltern von den Protesten erholt – nun bleibt ihnen nur das Bild des Sohnes an ihrer Hauswand

merken zu lassen. Hatte die Mutter gebeten, seine Jababja zu bügeln und ihm neue Schuhe zu kaufen für Eid al-Fitr, das Fest des Fastenbrechens am 5. Juni, und doch war es unübersehbar gewesen.

Wie er hager und appetitlos vor seinem Teller saß und nichts aß. Wie er um halb neun am Abend erschöpft auf dem Bett im Vorraum der Küche zusammensank. »Mutter, ich bin müde«, hatte er gesagt, was er noch nie gesagt hatte seit dem Beginn der Revolution. Sie setzte sich ans Fußende und massierte seine müden Beine, bis er eingeschlafen war. Zweieinhalb Stunden später, nachts um elf, erwachte er und sagte, er müsse sofort los. Er packte die Reste des Abendessens zusammen, ein paar Kekse, trat aus dem Haus und brüllte einmal so laut er konnte Madaniyye!, so dass der Vater fluchend erwachte. Dann verschwand er in der Dunkelheit.

VERRATEN VON DER REALITÄT

*»Sie haben dich ermordet,
sie haben dich betrogen,
und jetzt bittet die ganze Straße
dich um Vergebung.«*

Der junge Mann mit dem langen Hipsterbart, den ausrasierten Schläfen und den kurzen schwarzen Locken hat das Smartphone vor sich auf den Kaffeetisch gelegt und spielt ein Video ab. Darin spricht der Mann, der einmal sein bester Freund war, und zitiert aus einem Gedicht.

»Eigentlich bin ich der Dichter«, sagt Fayyad, »und er war zuständig für die Politik, aber seine Reden begann Kesha immer mit Poesie.« Flüchtig hatten sie sich vor dem Sit-in gekannt, der Aktivist Kesha und der Hacker Fayyad, der Geige spielte und Gedichte schrieb. Während der zwei Monate waren sie dann irgendwann zu einem verwachsen, nur mehr zusammen hat man sie erlebt.

»Kesha war Idealist – Kesha war Visionär, keiner konnte politische Prozesse vorhersehen wie er«, sagt Fayyad. Vielleicht war es die Mischung aus beiden, die ihn am Ende das Leben kostete. *Abdelsalam Kesha – King of Anarchy*, so hatte er sich auf Facebook genannt. *Tyrion al-Sudani* hieß er auf Twitter wie sein Held Tyrion Lannister aus »Game of Thrones«.



Und als Lebensmotto stand in seinem Profilbild geschrieben: *Be raw. Be open. Be fucking real. Because the last thing this world needs is more fake ass shit.*

Kesha wollte, dass die Revolutionäre der Straße einmal den Sudan beherrschen. Organisiert von den Widerstandskomitees, die sich wie Selbsthilfegruppen in den letzten Jahren überall im Land gebildet hatten, weil das übersättigte Regime mit seinen unzähligen Sicherheitsapparaten und Paramilitärs das Überleben der Bürger nicht mehr garantieren konnte. Gemeinsam mit den Gewerkschaften sollten die Komitees das Land regieren, demokratischer als jedes andere afrikanische Land zuvor. Um seine Ideen umzusetzen, studierte er die Geschichte der einzelnen Landesteile, ihre Kultur, ihre Sprachen. Kesha hatte Freunde in jeder Region Sudans. »Jazeera ist nicht Darfur und Khartum nicht der Blaue Nil«, hat er einmal zu Fayyad gesagt. »Wenn du die Leute mit deiner Idee anstecken willst, dann musst du ihre Sprache sprechen«, sagt Fayyad. Und Kesha versuchte, sie alle zu lernen.

»Kesha wollte um jeden Preis verhindern, dass die Parteien oder das Militär die Macht übernehmen«, sagt Fayyad. Die Parteipolitiker waren für ihn verdorrte Widerstandskämpfer, korruptierte Erfüllungsgehilfen des alten Regimes, die nicht in der Lage waren, ein Land von null aufzubauen. Als Parteivertreter ihn ansprachen, ihm Posten und Geld boten, weil sie in ihm das Potenzial eines aufstrebenden Jungpolitikers sahen, schickt er sie weg. Die Militärs waren für ihn nur übrig gebliebene *White Walker* aus der Zeit

al-Baschirs, gedrillt, zu gehorchen und im Zweifel zu morden.

Im Januar, drei Monate bevor Diktator al-Baschir stürzte, bevor das Militär putschte, bevor es irgendeine Art von Abmachung gab, hat Kesha auf ein Plakat geschrieben: »KEINE VERHANDLUNGEN! Wir fürchten, dass die Eliten uns die Revolution stehlen!« Bei einer seiner Reden bei dem Sit-in hatte er gewarnt: »Wenn unseren Mördern Immunität gewährt wird, dann ist das das Ende der Demokratie.« Als die freien Gewerkschaften SPA und die Anti-Baschir-Koalition FFC (Forces of Freedom and Change), die die Revolution anführten, ankündigten, einen Friedensvertrag mit dem Militärregime auszuhandeln, muss es Kesha vorgekommen sein, als verhallten seine Warnungen ungehört. Doch was hatten sie für eine Wahl?

Sie waren bereit, den Mittelfinger gegen einen Handschlag einzutauschen. Kesha war es nicht. Ihm kam es vor, sagt Fayyad, als würde das Blut der Märtyrer samt ihrer Revolution verkauft. Als wäre er der last man standing in einem Haufen aus fake ass shit. »Die Straße«, sagt Fayyad, »hat Kesha nie betrogen. Betrogen haben ihn unsere Führer. Betrogen hat ihn die Realität.«

MÄRTYRER STERBEN NICHT AUS VERSEHEN

In den Tagen vor dem 3. Juni verdichten sich die Anzeichen, dass es ein Blutvergießen gäbe. Die Demonstranten werden müde, Frustration frisst Zuversicht. Fayyad sagt: »Es war wie eine kollektive Depression, die sich langsam in uns ausbreitete.«

Kesha ruft am 23. Mai bei seiner Freundin Rayan an und sagt ihr: »Das Sit-in wird bald zerschlagen werden. Wenn ich dabei sterben sollte, denk immer daran: Es gibt entweder uns oder das Regime. Etwas dazwischen gibt es nicht.« Und in seinen Twitter-Status schreibt er: *»The future is shit just like the past.«*

Am 26. Mai merkt Fayyad, dass mit Kesha etwas nicht stimmt. Per WhatsApp fragt er:

NIGG

What's happening?

Und später auf arabisch: *Was ist los?*

– *Ich bin frustriert.*
Warum? Wo bist du?
 – *Gleicher Ort*
Was ist los?
 – *Komm vorbei*

Wo früher noch Smileys und Herzen gestanden hatten, blieben nur mehr wenige Silben, bis er irgendwann gar nicht mehr schreibt. Am 1. Juni verabschiedet sich Kesha von der Mutter und lässt sie ratlos zurück. Am 2. Juni um elf Uhr am Abend umarmt er Iman. Am 3. Juni um drei Uhr geht Fayyad nach Hause, weil er den Gerüchten von der drohenden Zerschlagung des Sit-ins nicht glaubt.

Am 3. Juni, es ist kurz nach fünf, weckt Kesha seine Freundin Hala, so erzählt sie es später seiner Mutter. Gemeinsam mit der zehnjährigen Tochter eines Freundes teilen sie sich in dieser Nacht das Zelt. Als die Sicherheitskräfte angreifen und beginnen, Menschen zusammenzutreiben, sagt er zu ihr: »Nimm das Mädchen und lauft zum Krankenhaus, da seid ihr sicher.« – »Wir sind hier zusammen und wir sterben zusammen!«, antwortet sie ihm. Kesha wird wütend: »Du hast Verantwortung, denk an das Kind.« Und bevor sie losläuft, drückt er ihr das Handy in die Hand, bittet sie, es dem Bruder zurückzugeben, der es ihm geliehen hatte. Gibt ihr 160 sudanesisches Pfund, sein letztes Geld. Achtzig für seinen Bruder Mur-tader, vierzig für seinen Freund Mokho und vierzig für seinen Freund Bangash. In den letzten Sekunden ein Testament. Dann rennen sie los: Hala zum Krankenhaus – und Kesha auf die Barrikaden.

Als Iman am nächsten Mittag erwacht und um halb zwölf Twitter aufruft, starrt sie Keshas Gesicht auf dem Bildschirm an. Sie scrollt und scrollt. Immer wieder Kesha, die Leute haben Gebete darübergeschrieben, manche schreiben *Rest in Peace*. Sie wählt Fayyads Nummer. »Fayyad, wo ist Kesha?« – »Keine Ahnung, ich bin in Omdurman auf der Straße, sie schießen auf uns.« – »Ich glaube, Kesha ist tot.«

Am 3. Juni lösen die Sicherheitskräfte das Sit-in auf. Sie tragen Uniformen der Polizei, die dunklen des Militärs und die beigefarbenen der Rapid Support Forces. Sie vergewaltigen mehr als siebzig Frauen, ermorden mindestens 128 Demonstranten. Unzählige werden vermisst. Um

kurz nach sechs wird Kesha von zwei Kugeln getroffen. Eine geht in sein Bein, die andere in die Brust, mitten durchs Herz.

Der 3. Juni ist der Tag, an dem Kesha stirbt – und mit ihm das Sit-in, die selbst erschaffene Utopie. Aus der Liebesgeschichte ist ein Nachruf geworden – und eine Frage ist geblieben, so anmaßend, dass man sie sich zu stellen kaum traut: *Suchte Abdelsalam Kesha am 3. Juni den Tod?*

Der Vater: »Er hat immer diesen Satz gesagt: ‚Live fast, die young and leave a beautiful corpse.‘ Der Satz ist wahr geworden. Abdelsalam ist utopisch gestorben – der Diktator ist gestürzt. Die Revolution hat gesiegt.«

Fayyad: »Hättest du Kesha gekannt, hättest du ihn verstanden. Kesha wollte seine Überzeugungen wahren. Kesha hat sich geopfert für die Revolution. Er dachte, wenn er stehen bleibt und nicht wegrennt, dann werden die anderen es auch nicht tun.«

»Märtyrer«, sagt Iman, »sterben nicht aus Versehen. Wenn die stärkste Waffe des Regimes die Macht über Leben und Tod ist, dann kannst du es nur besiegen, wenn du die Angst vor dem Tod besiegst. Für Kesha muss sich der Tod angefühlt haben wie ein Sieg. Ich denke mir manchmal: Was Kesha gemacht hat, war einfach nur dumm.«

EPILOG

Wir stehen auf einer verwaisten Tribüne in Bahri, der Vorstadt von Khartum. Vor uns ein Feld, das einmal ein Sportplatz war, auf dem jetzt das Gras wuchert. Die Abendsonne wirft lange Schatten auf die Häuser, die türkis und rosarot angestrichen sind und mit den spitzen Minaretten aussehen wie eine Zuckerbäckerstadt. Auf der letzten Stufe steht Iman Osama, sie hält zwei Dutzend mit Helium gefüllte weiße und blaue Luftballons in den Händen, einmal im Monat kommt sie hierher.

Immer wieder hat sie sich all die Fragen gestellt: Warum sterben Märtyrer? Waren sie die Soldaten der Utopie oder Flüchtlinge der Realität? Gaben sie den Menschen Hoffnung, oder stahlen sie sie? War es schmerzvoller, für die Revolution zu sterben oder mit ihrem Resultat zu leben?

Sie fand keine Antworten und fing an, die Namen der Märtyrer zu sammeln und ihre Geschichten. Sie hat ihre Fotos ausgedruckt, hat die Familien kontaktiert, Berufe notiert und Geburtsdaten, wann sie starben und wo. An die Schnüre der Luftballons hat sie Zettel gehängt. Darauf die Gesichter der Märtyrer – und Briefe an sie.

Die Verantwortlichen für das Massaker am 3. Juni werden noch ermittelt, doch für die meisten Demonstranten ist zweifellos, dass der Militärrat den Befehl zum Morden gab. Trotzdem haben ihre Anführer im August den Friedensvertrag mit dem Militärrat unterschrieben und dessen Führern vorübergehend Immunität gewährt. Drei Jahre wollen sie die Macht teilen, dann soll es Wahlen geben und Demokratie. Dass die Militärs einmal freiwillig die Macht abgeben, daran glaubt fast niemand im Sudan. »Unsere Generation hat ihre Revolution gehabt. Das war's, mehr wird nicht passieren«, sagt Iman.

Sie lässt die Schnüre los. Lautlos steigen die Ballons in den Himmel. Die Gesichter der Märtyrer schauen auf uns herab. Iman lehnt sich an die Tribünenwand. Sie weint. Eine Gruppe Kinder stürmt über den Vorplatz. Lassen Peitschen aus Stoff über den Boden schnalzen. Treiben die zerfetzte Hülle eines Fußballs vor sich her. Stürmen die Treppen zur Tribüne hinauf. Als sie uns sehen, bleiben sie stehen, verstummen abrupt. Iman sieht zu ihnen hinüber. Einer der Jungen, klein und hager, sechs oder sieben Jahre vielleicht, geht schüchtern auf sie zu. In der Hand hält er ein Stück Papier, das von der Tribüne geweht worden war. Darauf geschrieben steht: REVOLUTION. ■

